

Zeitung der studentischen Selbstverwaltung

N^o 70

HVCH

Humboldt Universität collected Highlights



Editorial

Liebe Studierende, Karteileichen und sonstige HU-AnhängerInnen,

wieder einmal – und schon zum zweiten Mal in diesem Semester – haltet ihr die neue Ausgabe der HUch!, der Zeitung der studentischen Selbstverwaltung, in euren Händen. Mit Highlights versetzt, soll euch auch diese druckfrische Ausgabe wieder etwas Freude in den vorweihnachtlich tristen Uni-Alltag bringen. Nun gut, Freude ist ein großes Wort im Angesicht der Darstellung der Änderungen im Bafög-Recht oder der vom hochschulpolitischen Referenten dargelegten Konsequenzen der Exzellenzinitiative durch die allgemeine Unterfinanzierung der Universitäten in Berlin. Doch daneben gibt es auch etwas Rezensiertes. Lars von Triers „Melancholia“ und dessen Wiederhall in den deutschen Feuilletons wird unter die Lupe genommen. Die HUch! verlost zu dieser Gelegenheit auch gleich 1x2 Kinokarten, um sich ein eigenes Bild machen zu können und auch mal den Kopf aus den Büchern zu erheben. Auch die recht unbekannte Fotografin und Intellektuelle Tina Modotti, deren Bedeutsamkeit sich – wie so oft bei historischen Frauenfiguren – erst post mortem herausstellte, wird anhand einer Graphik Novel besprochen.

Daneben stellt sich der Frauen_Lesben_Trans*_Inter-Tag vor, der seit dem Sommersemester 2009 jeden Dienstag im SBZ Krähenfuß im Ostflügel der HU stattfindet. Alles in allem eine kleine, aber feine Ausgabe!

Bis zur nächsten Ausgabe im Februar verabschiedet sich die HUch! Redaktion und lädt dazu ein, zahlreiche Artikel, Kommentare oder Interviews für die kommenden Stilblüten zum Thema „Gentrifizierung – Muss das sein?“ einzusenden.

Bis dahin all the best,
eure HUch!-Redaktion

Nächster StuPa-Termin

die siebente Sitzung des 19. Studierendenparlaments findet am Montag, den 12. Dezember 2011, um 18:30 Uhr im Audimax im Hauptgebäude der HU, UL 6, statt.

Inhalt

S.3 Wie exzellent sind wir eigentlich?

Die Huch sprach im Interview mit dem Hochschulpolitischen Referenten der verfassten Studierendenschaft über Sinn und Unsinn der Exzellenzinitiative für die HU und die Unterfinanzierung der Unis

S.6 BAföG Dich doch!

Ein Rechtsanwalt berichtet über Problemkreise des BAföG und seine Änderungen seit 2010

*S.9 Frauen_Lesben_Trans*_Inter-Tag im SBZ Krähenfuß - Was ist das eigentlich?*

Der FLTI-Tag, der jeden Dienstag in der Krähe stattfindet, stellt sich vor

S. 12 Billiger Symbolismus in schönen Bildern

Warum die Lobeshymnen auf Lars von Triers „Melancholia“ noch unsäglich sind als der Film

S. 13 Modotti - Eine Frau des 20. Jahrhunderts

Eine Rezension des Graphic Novels „Modotti - Eine Frau des 20. Jahrhunderts“, der die heute fast unbekannt politische Künstlerin Tina Modotti portraitiert

Wie exzellent sind wir eigentlich?

Seit 2005 gibt es die Exzellenzinitiative vom Bund und den Ländern, die sich zum Ziel gesetzt hat den Wissenschaftsstandort Deutschland international wettbewerbsfähiger und attraktiver zu gestalten. Auch die Humboldt-Universität zu Berlin wurde in diesem Jahr wieder aufgefordert Langanträge in den drei Förderungslinien Exzellenzcluster, Graduiertenschulen und Zukunftskonzept einzureichen. Über die Fortführung und Genehmigung der Neueinrichtung der Förderungslinien entscheidet der Wissenschaftsrat und die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) im Sommer 2012. Noch vor Weihnachten findet die Begehung und Begutachtung der HU durch eine Evaluierungsgruppe statt. Über die Aufregung in der Dorotheenstadt, Sinn und Unsinn der Exzellenzinitiative für die HU und die Unterfinanzierung der Unis sprach die HUch! mit Gerrit Aust, dem Hochschulpolitischen Referenten der gewählten studentischen Vertretung, der größten Statusgruppe an der Humboldt-Universität.

Wie macht sich die baldige Begehung des Zukunftskonzeptes an der HU bemerkbar?

Noch gar nicht so wirklich. Im Foyer gibt es neue Türgriffe und einigen Fluren im Hauptgebäude wurde ein neuer Farbanstrich verpasst, aber sonst ist noch nicht so viel zu bemerken.

Inwiefern unterstützt du das vorgelegte Zukunftskonzept der HU und was können sich Studierende von einer positiven Bewilligung versprechen?

Ich unterstütze das Konzept nicht und erhoffen können sich Studierende eigentlich auch nichts. Da geht es um die goldene Hausnummer und nicht um die Verbesserung von Lehre oder dem Angebot für Studierende.

Bringt denn die angestrebte Spitzenforschung durch Mittel der Exzellenzinitiative an der HU nicht auch einen Gewinn für die Humboldt-Universität mit sich? Und zwar in dem Sinne, dass mit mehr Geldern auch mehr innovative Projekte umgesetzt werden können wie beispielsweise die strukturierte DoktorandInnenförderung in Form von Graduiertenschulen?

Nein. Erstens, das Geld ist nicht langfristig, sondern mittelfristig gebunden. Nach dem Förderhöchststrahmen von 5 Jahren läuft die Finanzierung aus und die Universitäten müssen mit anderen Mitteln die Projekte weiterfinanzieren, wenn sie weiterhin den Anspruch verfolgen auch Elite zu bleiben – was auch immer Elite genau bedeutet. Da die HU aber nicht mehr Geld bekommen wird, als für den jetzigen Missstand von Nöten ist, bedeutet das, dass für die Weiterfinanzierung der Projekte Mittel aus anderen Töpfen der HU kommen müssen. Das heißt, aus den regulären Professuren, aus den Geldern, die für die ganz normale Instandhaltung benötigt werden. Tatsächlich ist es also eher ein Abstrich für die Lehre. Die HU hat ja auch schon einige Cluster bekommen in den letzten Runden. Einige der Professuren nehmen auch eine Lehrverpflichtung war, aber eine normale Professur hat eine viel höhere Lehrverpflichtung. Das heißt, dass Regelprofessuren wegfallen, um Exzellenzprofessuren bezahlen zu können und damit verringert sich das Kontingent der möglichen Lehre.

Das ist jetzt dein Resümee aus der ersten Förderphase. Aber momentan geht es darum, Gelder für eine zweite Förderungsphase an der HU zu akquirieren. Siehst du auch hier diese Tendenz gegeben oder gab es Verbesserungen, die gegen einen langfristigen Abbau der Lehre wirken?

Also die Exzellenzinitiative darf auch gar keine Lehre fördern, also nicht unmittelbar, weil der Bund nicht in die Lehre eingreifen darf und es war schon schwer genug die Exzellenzinitiative verfassungskonform zu machen. Die Gelder dürfen also nur in die Forschung gehen. An der Freien Universität zu Berlin kann man das anschaulich sehen. Diese muss sich darum kümmern ihre ganzen teuren Professuren weiter zu finanzieren und kann deshalb gar nicht anders, als sich erneut zu bewerben. Das Geld ist also irgendwann aufgebraucht und die Professuren müssen dann verstetigt werden, das ist Bedingung dieser Säule der Exzellenzinitiative. Irgendwoher muss das Geld kommen. Die FU ist damit gerade beschäftigt. Die HU weniger, da sie oftmals nur als Zweitpartnerin an den Clustern beteiligt ist, wie beispielsweise bei TOPOI – „Die Formation und Transformation von Raum und Wissen in antiken Kulturen“, bei dem die FU die administrativen Tätigkeiten ausführt und für die gerade der Folgeantrag gestellt wurde, um sie weiter zu finanzieren.

Aber es ist jetzt vorerst die letzte Runde. Es gibt zwar Gerüchte, dass es eine weitere Förder- und Exzellenzrunde geben wird, aber das weiß man nicht. Wir haben jetzt schon einen finanziellen Mehrbedarf, beziehungsweise eigentlich einen Kürzungsbedarf zwischen unserem Ist-Stand und dem Soll-Stand aus der Kapazitätsverordnung im Rahmen von etwa 25 Professuren, die in keinem Strukturplan auftauchen. Das heißt, da müssen andere Professuren wegfallen. Der neue Exzellenzantrag hat auch noch einmal in etwa 20 Professuren aller Besoldungsstufen, die dann weiterhin eingespart werden müssen. Würde die HU alle ihre Anträge bewilligt bekommen, wäre das der finanzielle Gau, vergleichbar mit der TU, die dadurch, dass sie ihre großen Drittmittel-Einwerbungen gegenfinanzieren muss, seit zwei Jahren Minderhaushalte hat.

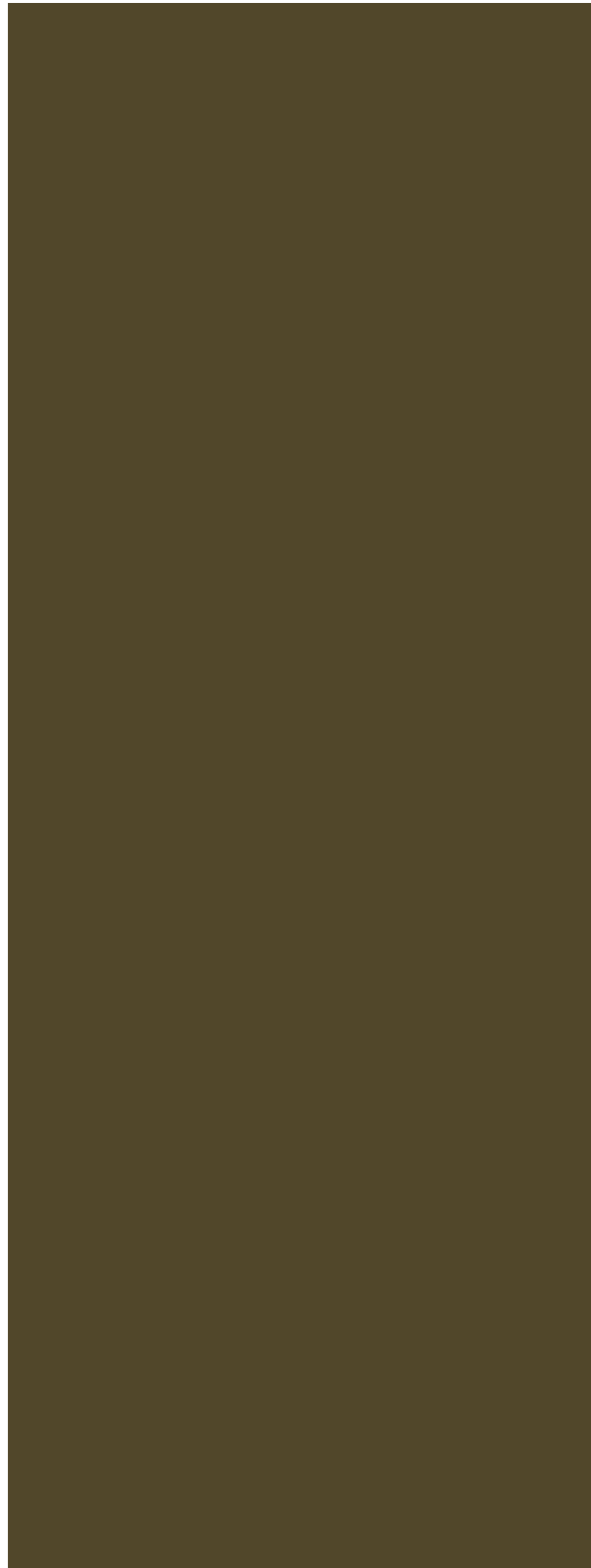
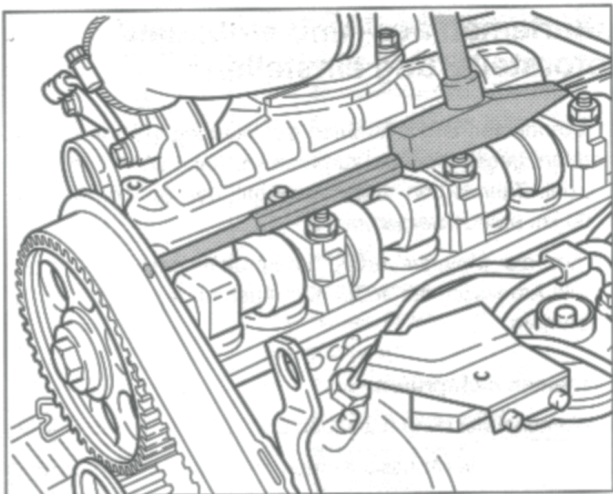
Das sind definitiv Konsequenzen, die selten angesprochen werden. Wart ihr denn als verfasste Studierendenschaft an der Erstellung der neuen Anträge beteiligt?

Der Exzellenzantrag der HU wurde in einem Gremium erstellt, das – während es schon gearbeitet hat und während der Antrag schon in Arbeit war – nachträglich „legitimiert“ wurde. Das heißt, es war ursprünglich eine Taskforce von einigen ProfessorInnen und einigen MitarbeiterInnen, die ohne eine Rückkoppelung in die akademischen Gremien sich hingesetzt und ein Konzept geschrieben hat. Als die vorhersehbaren Proteste dagegen kamen, wurde die Taskforce in Forum Exzellenzinitiative umbenannt und dann wurden aus allen Statusgruppen Menschen reingewählt. Für die Studierenden war das eine Person. Die Vorbedingung des Präsidenten war, dass das eine Person ist, die der Exzellenzinitiative nicht von vornherein ablehnend gegenüber steht – was die Auswahl an Personal extrem begrenzt hat.

Zugespißt könnte man sagen, dass die HU-Anträge für die Exzellenzinitiative das Credo aufweist „Mehr Qualität statt Quantität“, das aber in seiner Umsetzung die von dir geschilderten Konsequenzen gerade in der breiten Lehre mit sich bringt. Wäre dein Gegenentwurf etwa mit dem Credo „Mehr Quantität statt Qualität“ verbunden?

Wenn es ums Geld geht, ja. Einfach mehr Quantität, weil die Uni unterfinanziert ist. Es gibt in Berlin viel zu wenig ausfinanzierte Studienplätze. Wir haben anfinanzierte Studienplätze en masse, aber das tatsächlich alle Studienplätze, die die Uni anbietet, auch wirklich ausfinanziert sind, trifft leider nicht zu. Das Problem ist, dass das eine Initiative vom Bund aufgrund der Förderalismusreform II, die ihnen gänzlich eine Einflussnahme in

der Lehre versagt, nicht leisten kann. Dementsprechend wäre hier die Forderung nach mehr Geld eine gute Wahl und in Berlin ganz besonders, da die Hörsäle aus allen Nähten platzen und zum Beispiel die letzten Verhandlungen zu den Hochschulverträgen, die die Finanzierung der Universitäten absichern sollen, gezeigt haben, wie unterfinanziert die Unis sind. Die Unis sind mit der Forderung reingegangen sie brauchen 160 Millionen Euro mehr, alleine um den Ist-Zustand erhalten zu können und sie haben etwas über 50 Millionen Euro herausbekommen. Hier zeigt sich, wie groß die Diskrepanz zwischen Ist- und Soll-Zustand eigentlich ist. Wenn diese Diskrepanz ausgeglichen würde, dann wäre schon viel gewonnen und man könnte sich wahrscheinlich die ganze Exzellenzinitiative sparen. Exzellenzinitiativen sind eigentlich nur für jene Universitäten tragbar, die ohnehin schon genügend Mittel zur Verfügung haben. Aber von diesen Universitäten gibt es in Deutschland nicht so viele.



BAföG Dich doch!

Marek Schauer

Über Problemkreise des BAföG und seine Änderungen seit 2010

Glückwunsch: Du hast einen Studienplatz erhalten oder studierst bereits. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Die Selektion im Ausbildungswesen bedeutet einiges an Anstrengung und sogar Du weißt, dass Du einige Deiner ehemaligen MitschülerInnen hinter Dir gelassen hast, die es nicht so weit geschafft haben.

Das Glück, sich in der Konkurrenz durchgeboxt zu haben, bedeutet freilich nicht, von der Not des Gelderwerbs freigestellt zu sein. Miete und Essen, vielleicht auch Freizeit, will bezahlt werden. Wenn Du genügend Unterhalt von den Eltern bekommst oder InhaberIn einer großen Erbschaft bist, mag das kein Problem darstellen. Ansonsten bedeutet dies in der Regel Erwerbstätigkeit in einem ohnehin schon stark durchterminierten Studienzeitplan. Immerhin – wird vielleicht mancher von Euch sagen – gibt es die Grundsicherung für Studierende. Die nennt sich Ausbildungsförderung oder einfacher „BAföG“.

Die Beantragung ist nicht schwer. Eine Postkarte mit dem Satz „Ich beantrage Ausbildungsförderung.“ an das zuständige Studentenwerk muss diesem ausreichen, da es von Amts wegen die weiteren Tatsachen (Elterneinkommen, Dein Einkommen und Vermögen usw.) ermittelt. Von da an wird es jedoch nicht selten schwierig, weil Formulare undeutlich sind und das Studentenwerk als Amt für Ausbildungsförderung ab und an einfach spinnt – also ab und an willkürliche und nicht nachvollziehbare Entscheidungen trifft.

Bedarf vs. Subsidiarität

Wie jeder sozialrechtliche Anspruch wird auch das „BAföG“ nach einem recht simplen Prinzip berechnet: Einerseits bestimmt der Staat, was so ein StudentInnenleben monatlich kostet.

Da wir im Sozialrecht sind, braucht man nicht lange zu rätseln, so ein Leben ist billig zu haben: 597,00 Euro. Davon sind 224,00 Euro für das Wohnen und 373 Euro zum Leben berechnet. Hinzu kommen Kranken- und Pflegeversicherungszuschläge, wenn man nicht familienversichert ist. Von denen hat man also so oder so nichts, weil man die Zuschläge im Falle einer freiwilligen Krankenversicherung ohnehin abbezahlt. Die Beträge sind übrigens die erhöhten nach dem 23. Änderungsgesetz von 2010, durchgeführt unter Schwarz-Gelb. Insofern dürfte hier demnächst nicht mit weiteren Erhöhungen zu rechnen sein.

Man könnte jetzt sagen: Immerhin 9 Euro mehr als ein Hartz-IVler! Das wäre zynisch, aber sachlich richtig. Problematisch sind jedoch zwei Punkte: Erstens können BezieherInnen von Hartz IV höhere Mieten für sich in Anspruch nehmen und zweitens auch beantragen, Betriebskostennachzahlungen zu erhalten. Das kann ein Studierender nicht!

Dem Bedarf wird gegenübergestellt, was der Studierende aus „eigener Kraft“ für seine Ausbildung beisteuern kann. Geprüft werden das Einkommen der Eltern (Ausnahmen sind in § 11 Abs. 2, 3 BAföG geregelt) und des/der Ehepartners/Ehepartnerin, sowie das eigene Einkommen und das vorhandene Vermögen. Sollte nach Abzug der Freibeträge nichts mehr von den angeführten Geldbeträgen übrig bleiben oder gar nichts zum Berechnen vorhanden sein, gibt es das BAföG.

Was so kurz beschrieben ist, hat aber regelmäßig einige Tücken in sich. Maßstab für die Einkommensberechnung der Eltern ist beispielsweise der Einkommenssteuerbescheid zwei Jahre vor der Antragsstellung. Der ist manchmal nun gar nicht da. Oder die Eltern sind „nicht da“, weil sie nicht zahlen wollen

und dementsprechend nicht mitwirken.

Im ersteren Fall bekommt man in der Regel einen „Vermerk über die Vorläufigkeit der Entscheidung“. Man kriegt Ausbildungsförderung unter dem Vorbehalt der Rückforderung bis endgültig entschieden werden kann. Das dauert unter Umständen Jahre und am Ende hatten die Eltern doch genug Geld für den Unterhalt, sodass man einen ziemlich dicken Batzen Geld zurückzahlen muss. Da bleibt einem manchmal noch der Verweis auf Vertrauensschutz – das muss im Einzelfall geprüft werden. Beachte aber: Wenn klar ist, dass die Eltern ein geringeres Einkommen haben als vor zwei Jahren, kann man einen „Aktualisierungsantrag“ stellen. Dann wird das aktuelle Einkommen der Eltern Maßstab in der Berechnung.

Hier wurden die Freibeträge seit 2010 bei verheirateten Eltern auf 1.605,00 Euro und bei unverheirateten auf 1.070,00 Euro erhöht. Die Beträge erhöhen sich bei weiteren Kindern in Ausbildung. Interessant ist dabei, mit wie wenig Geld die Eltern leben „dürfen“, die Kinder in einer Ausbildung haben. Es wird so der Lebensstandard der Eltern zurechtgeschnitten, deren Kindern längst erwachsen und aus dem Haus sind. Liegen die Einkommen über den Freibeträgen, werden sie in einer komplizierten Rechnung auf das „BAföG“ angerechnet.

Wenn die Eltern nicht mitwirken oder nach Bescheiderteilung ihren Teil der Unterstützung verweigern, kann man einen Antrag auf Vorauszahlung des „BAföGs“ stellen. Dies ist zwar wichtig, befördert das ohnehin in diesen Fällen zerrüttete Verhältnis zu den Eltern nicht sonderlich, da das BAföG-Amt dann nämlich Inhaber des Unterhaltsanspruchs wird und diesen gegen die Eltern familienrechtlich durchsetzt.

Problematisch ist oftmals die Anrechnung von vorhandenem Vermögen. Nicht, weil die Rechnung kompliziert ist – der Freibetrag lag vor und nach der Reform bei 5.200,00 Euro. Hinzu kommen Beträge für Kinder und Ehepartner. Die Antragssteller geben nicht selten einfach nur einen Teil des Vermögens oder schlicht gar nichts an. Das ist Betrug. Und weil man von den KommilitonInnen der Jura-Fakultät weiß, dass die ziemlich humorlos sind, sollte man es tunlichst vermeiden, mit dieser Spezies in Gestalt der Staatsanwaltschaft wegen eines Sozialbetrugs in Kontakt zu treten. Nicht nur wegen beruflicher Konsequenzen, sondern auch wegen der hohen Geldstrafen. Von der Rückforderung des BAFöGs ganz zu schweigen.

Es gilt: Wenn Ihr eine Anhörung wegen nicht angegebener Vermögensbeträge habt, lasst Euch beraten. Eine gute Strategie im Umgang mit der Behörde kann dazu führen, lediglich die Rückforderung zu begleichen und keine Vorladung zur Polizei zu bekommen. Zudem kann es Gründe geben, bestimmte Gelder nicht anzugeben – etwa, weil einem das Geld auf einem Konto gar nicht gehört. Die Rechtsprechung ist hier jedoch streng und sehr einzelfallbezogen.

Antragsstellung

Antrag gestellt? Klasse! Problem: Dein Girokonto wird nicht automatisch gefüllt. Die Ämter brauchen sehr sehr lange. Zwei Monate sind keine Seltenheit. Abhilfe schaffen folgende Strategien: § 51 Abs. 2 BAFöG – wenn bei einem Erstantrag in sechs Wochen nichts passiert, könnt Ihr einen Vorschuss von 360,00 Euro unter Vorbehalt der Rückforderung beantragen. Die Vorschrift kennt zwar niemand im Studentenwerk, das ändert aber nichts an ihrer Geltung. Hier müsst Ihr den/die SachbearbeiterIn richtig nerven und auf die Vorschrift verweisen – sonst tut sich da einfach nichts.

Alternativ könnt ihr auch einen Antrag vom Grundsicherungsträger, dem JobCenter stellen – und zwar auf Hartz IV als Darlehen. Das geht manchmal schneller. Dass ihr das Geld zurückzahlen müsst, ist weniger das Problem, weil das entweder behördenintern oder von der Bafög-Nachzahlung erledigt wird. Das Problem liegt wieder darin, dass die JobCenter den § 27 Abs. 4 SGB II nicht kennen. Danach werden Leistungen im Härtefall bezahlt, auch wenn es grundsätzlich BAföG gibt. Ein Härtefall ist der drohende Abbruch der Ausbildung. Auch hier müsst ihr die BearbeiterInnen in den JobCentern einfach nerven – freiwillig geben die Euch gar nichts.

Wenn alles nichts hilft, geht nur noch der Weg über ein Eilverfahren vor dem Verwaltungsgericht. Das hat manchem Studentenwerk schon Beine gemacht.

Rechtsmittel

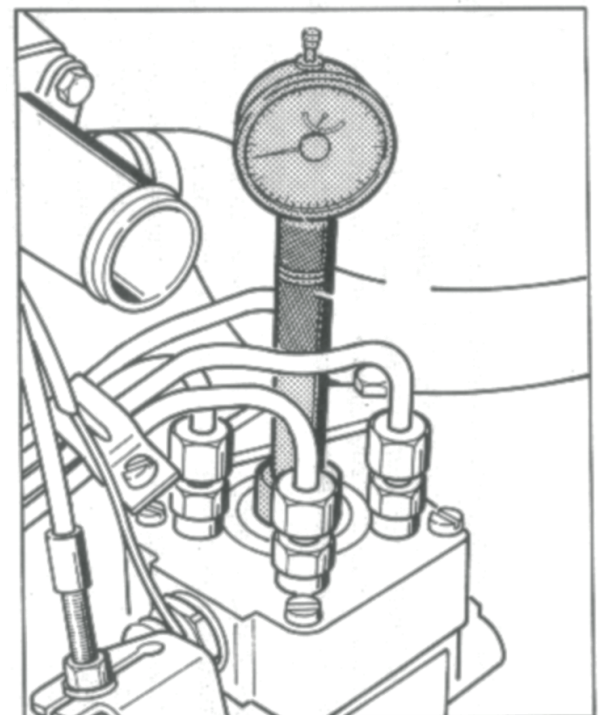
Wenn man mit den Bescheiden der Ämter unzufrieden ist, muss man dies nicht hinnehmen. Gegen Entscheidungen der Ämter kann Widerspruch eingelegt werden. Bitte denkt an die Frist von einem Monat! Es genügt auch ein kurzes Schreiben mit dem Satz „Ich lege gegen den Bescheid vom xx.xx.xxxx Widerspruch ein.“ Gerne wieder per Postkarte. Es muss nur eben schriftlich sein. Die Begründung könnt Ihr nachschieben.

Gleiches gilt für eine Klage vor dem Verwaltungsgericht, falls das Amt den Widerspruch zurückweist. Das Kostenrisiko ist überschaubar, weil der Gegner meistens keinen Anwalt nimmt und das Verfahren gerichtskostenfrei ist. Du selbst kannst auch allein klagen – wenn Du einen Anwalt nimmst, kannst Du Prozesskostenhilfe beantragen. Diese wird allerdings – das wird oft vergessen – nur bewilligt, wenn die Sache Erfolgsaussichten hat!

Die Kritiken in dem Artikel sollen nicht gegen eine Antragsstellung sprechen! Es sind Eure sozialen Grundrechte und für die lohnt es sich zu kämpfen. Holt Euch Rat bei den Beratungen der Studierendenvertretungen.

Rechtsrat beim Anwalt kann durch einen Beratungshilfeschein, der beim Amtsgericht des Wohnsitzes leicht beantragt werden kann, überwiegend gedeckt werden.

Marek Schauer ist Rechtsanwalt und überwiegend im BAföG- und Sozialrecht tätig. Er war drei Jahre Berater für BAföG-Fragen im Allgemeinen Studierendenausschuss der FU Berlin.
<http://www.ra-schauer.de>



Frauen_Lesben_Trans*_Inter*-Tag im SBZ Krähenfuß Was ist das eigentlich?

Autor_innen: FLT*I*-Tresenkollektiv in der Krähe

Seit dem Sommersemester 2009 findet jeden Dienstag in der Krähe im Ostflügel der HU ein Frauen_Lesben_Trans*_Inter*-Tresen statt. Hiermit möchten wir unser Konzept vorstellen und euch einladen, vorbei zu schauen.

Wir sind eine lose Gruppe von Studierenden an der HU, die sich zusammengefunden hat, um dem heteronormativen Alltag im Allgemeinen und im Besonderen an der Uni etwas entgegen zu setzen. Heteronormativität, Homophobie und Trans*phobie sowie andere Formen von Sexismus sind gesamtgesellschaftliche, strukturelle Probleme, die sich in allen Bereichen des Lebens wiederfinden und auch an der Uni-Tür nicht Halt machen. Momentan gibt es an der HU – neben ein paar wenigen emanzipatorischen Initiativen, wie z.B. mutvilla – kaum Strukturen, die sich bewusst darum bemühen, einen Raum zu schaffen, in dem Heteronormativität explizit Thema oder eben nicht Thema ist.

Seit zwei Jahren bieten wir einen Raum an, in dem sich ganz speziell Frauen_Lesben_Trans*_Inter*-Personen wohl fühlen und einfach mal entspannt abhängen können. Ohne sich dabei durch „Rumgemackere“ und/oder ähnliche Grenzüberschreitungen gestört, genervt und/oder belästigt zu fühlen (was auch sonst generell in der Krähe nicht erwünscht ist).

Was heißt Frauen_Lesben_Trans*_Inter*? Un-Sichtbare Ausschlüsse

Der Frauen_Lesben_Trans*_Inter*-Tag ist ein Versuch, den üblichen Machtverhältnissen an der Uni und in der Gesellschaft etwas entgegenzusetzen. Die Uni ist historisch und strukturell ein männlich dominierter Raum. Dabei geht es nicht nur um die Benachteiligung, die Frauen erfahren, sondern auch um die Unsichtbarmachung von Menschen, die nicht in die klassischen Kategorien „männlich“ und „weiblich“

passen. Um gegen diese Ausschlüsse vorzugehen, reicht es nicht, Leute zu „tolerieren“ (d.h. zu „ertragen“), sie aber weiterhin als „anders“ oder „abweichend“ zu betrachten. Auch der auf diese Weise fortgeführte Ausschluss ist für die Betroffenen gewaltvoll. Wir können mit dem Frauen_Lesben_Trans*_Inter*-Tag die bestehenden Machtverhältnisse nicht auflösen, sie aber zumindest zum Thema machen und einen Raum schaffen, in dem eine andere Normalität besteht als überall sonst. Dazu gehört für uns auch, dass wir geschlechtliche Zugehörigkeit nicht an äußeren Merkmalen festmachen wollen und können.

Unser einziges Ausschlusskriterium ist daher die Selbstdefinition als „Mann“. Dieser Ausschluss ist keine Diskriminierung, sondern eine Reaktion auf Diskriminierung. Auch Räume, die scheinbar für alle gleichberechtigt zugänglich sind, besitzen unsichtbare Zugangsschranken. Männliche Rededominanz in Seminaren und raumeinnehmendes Verhalten nimmt anderen Leuten die Möglichkeit, gehört zu werden oder überhaupt zu sprechen. Der Zugang zu bestimmten Positionen innerhalb der Uni-Hierarchie und die Präsenz in verschiedenen Fachrichtungen wird unter anderem immer noch von geschlechtlicher Zuordnung bestimmt. Männlichkeit(en), Heterosexualität und (vermeintliche) geschlechtliche Eindeutigkeit sind in unserer Gesellschaft mit Privilegien verbunden. Strukturelle Diskriminierung trifft die Menschen, die diese Privilegien nicht haben. Dies sind diejenigen, denen wir mit unserem Dienstags-Tresen in der Krähe einen Raum geben wollen.

Heteronormativität: Mehr Haare auf dem Kopf oder an den Beinen?

Heteronormativität bedeutet für uns beispielsweise sich innerhalb eines zweigeschlecht-

lichen Systems in biologische oder soziale Geschlechter, also Frau oder Mann einteilen (lassen) zu müssen. Die gesellschaftliche Norm liegt im heterosexuellen Begehren (denken wir zum Beispiel an all die (Liebes-)Filme, die uns heterosexuelle Paare zeigen). Nicht-heterosexuell zu sein bedeutet daher oft als „anders“ oder besonders betrachtet zu werden, nicht aber als „normal“. Es bedeutet für uns, heterosexuell sein zu müssen oder ständig als nicht-heterosexuell herausgestellt zu werden: Außerdem heißt es, dass wir uns, wenn wir beispielsweise als „Frau“ leben wollen, patriarchalen und sexistischen Herrschaftsverhältnissen wie z.B. Schönheitsidealen unterwerfen müssen. Wir müssten also schlank, attraktiv, „weiblich“, sauber, gepflegt usw. sein. Auf keinen Fall aber sollten wir so aussehen, dass Menschen uns nicht mehr eindeutig als „Frau“ erkennen und benennen können. Auf keinen Fall sollten wir ein breites Kreuz haben und Power, mit der wir locker allen „männlichen“ Freund_innen die Fresse polieren können und schon gar nicht sollten wir kurze Haare, eine Glatze oder unrasierte Beine haben. Das kotzt uns an! Unsere Identitäten lassen sich nicht auf die einfache Formel „Mann und/oder Frau“ herunterbrechen.

Strategisches Projekt

Wir sind uns der Tatsache bewusst, dass wir mit der Beschränkung auf Frauen_Lesben_Trans*_Inter* auch Leute ausschließen, die sich zwar nicht als solche bezeichnen würden, sich aber sehr wohl mit Sexismus, Trans*- und Homophobie auseinandergesetzt und einen emanzipatorischen, antisexistischen, (queer-)feministischen Anspruch haben und leben. Unser Konzept bildet allerdings keinen Idealzustand ab, sondern ist ein strategisches Projekt zur Verbesserung des (Uni-)Alltags von Frau-

en_Lesben_Trans*_Inter*. Auf der anderen Seite sind auch Frauen_Lesben_Trans*_Inter* dazu in der Lage andere zu diskriminieren. Wenn wir diskriminierendes Verhalten mitkriegen, fliegt die diskriminierende Person raus. Dennoch können wir leider keinen komplett diskriminierungsfreien Raum garantieren. Erst recht nicht in Bezug auf andere, in diesem Text bisher nicht angesprochene (strukturelle) Diskriminierungsformen. Unsere Gesellschaft ist gekennzeichnet durch Rassismus, Diskriminierung aufgrund von Klassenzugehörigkeit, Alter, (durch die Gesellschaft teilweise verursachter) Behinderung und anderen Unterdrückungsmechanismen. Auch wir sind als Teil dieser Gesellschaft sozialisiert und verfestigen permanent und immer wieder Machtverhältnisse und Herrschaftsstrukturen. Wir teilen bestimmte Erfahrungen und andere nicht, und können auf Probleme nur entsprechend unserer Sensibilisierung reagieren. Wir versuchen, uns mit unseren Privilegien auseinanderzusetzen, wollen aber nicht behaupten, selbst von Diskriminierungspraxen frei zu sein.

Ist die Krähe dann am Dienstag anders?

Ansonsten soll der Raum eigentlich fast so sein wie ihr ihn kennt: abhängen, lesen, quatschen, schlafen, rumalbern, aber auch vernetzen und evtl. auch mal ein paar Sachen organisieren. Es gibt, wie an allen Tagen auch, Kaffee, Tee, Säfte und Wasser gegen Spende, Musik, bei der auch alle aus dem Raum ein Mitspracherecht haben und diese verändern können. Der Raum ist offen für eure Bedürfnisse, dabei soll der Tresen keine Schranke sein. Wenn ihr Lust habt, euer Plenum, Vernetzungstreffen oder Veranstaltungen bei uns zu machen, sprecht uns an. Wenn euch auffällt, dass Menschen von uns behindert werden, weil die Tür mal wieder zugefallen ist, sprecht uns an.

Sprecht uns an, wenn ihr problematische Situationen mitbekommt und seid ggf. ruhig auch uns gegenüber kritisch. Wir fühlen uns als Kollektiv zwar verantwortlich für den Raum, wollen aber auch keine Dienstleister_innen sein, wünschen uns also auch von euch Aufmerksamkeit gegenüber anderen und ggf. Bereitschaft zur Mitgestaltung.

Wir würden uns freuen, euch am Dienstag in der Krähe zu sehen, und/oder wenn ihr Lust habt, euch im Tresenkollektiv zu beteiligen. Ihr könnt auch gern per Mail Kontakt zu uns aufnehmen:

Kontakt: flt_@gmx.de

Die HÜch! verlost
dieses Mal
1 x 2 Kinokarten
für einen Film Eurer Wahl!
Schickt uns einfach bis zum
10.01.2012 eine Mail mit dem
Betreff: „Kinokarten“ an
huch@refrat.hu-berlin.de

Billiger Symbolismus in schönen Bildern

Gerrit Aust

Warum die Lobeshymnen auf Lars von Triers „Melancholia“ noch unsäglicher sind als der Film

Das deutsche Feuilleton hat einen neuen Lieblingsfilm. „Melancholia“ von Lars von Trier („Idioten“, „Breaking the Waves“, etc.) konnte sich vor hymnischen Rezensionen kaum retten. Der Schreiber dieses Artikels sieht das etwas anders und möchte die nächsten Zeilen dazu nutzen, darzulegen warum. Noch spannender ist in seinen Augen aber, warum dieser Film so gut ankommt.

Aber erst einmal zum Film selbst. Worum geht's?

Der Film zerfällt in zwei etwa gleich lange Teile und eine kurze Exposition. Justine (Kirsten Dunst) heiratet, die Hochzeit geht komplett schief und ein halbes Jahr später geht die Welt unter, aber das ist nicht so schlimm, da sie es in schönen Bildern tut und dann wenigstens der Film vorbei ist. In der Zeit dazwischen erklärt uns von Trier, dass Depressionen echt scheiße sind, weil sie nicht nur eine mäßig tolle Party (Justines Hochzeit) ruinieren, sondern auch das Leben von Betroffenen (Justine) und ihrer Umwelt (ihre Schwester Claire, gespielt von Charlotte Gainsbourg) beeinflussen können. Im ersten Teil (überschrieben mit „Justine“) heiratet Justine Michael, aber die Feier entgleist, weil sie in eine depressive Phase rutscht. Am Ende verlassen alle – inklusive Michael – die zunehmend handlungsunfähige Justine.

Der zweite Teil („Claire“) setzt ein halbes Jahr später ein. Justine – mittlerweile nicht mal mehr in der Lage, sich selbst zu baden – besucht ihre Schwester Claire und deren Mann John. Zwischenzeitlich ist ein Planet aufgetaucht, der sich auf die Erde zubewegt. Während Justine im Angesicht des nahenden Weltuntergangs allmählich ihre Handlungsfähigkeit zurückerlangt, wird ihre Schwester zunehmend hysterischer.

Und damit auch wirklich jede_r versteht, dass der zweite Teil eine billige Metapher für Justines Depression ist, heißt der Planet natürlich Melancholia.

Das Ganze spielt sich in – im Bereich der Küchenpsychologie gängigen – Klischeebildchen

(stürzende Pferde, leere Räume, Nebel, nackte Frau am Bach) und hölzernen Dialogen ab.

Warum kommt dieser präventöse Symbolismus mit dem Holzhammer also so gut an?

Eines vorweg: die Bilder sind echt schön. Aber das alleine wäre kein Grund, sich 130 Minuten Film zuzumuten. Was auffällt ist, dass „Melancholia“ immer wieder gerne als Gegengewicht zu „Hollywood“ gesetzt wird. „Hollywood“ ist aber die Zauberformel, mit der das europäische – und noch viel mehr das deutsche – Feuilleton das Kino anfeindet, das in seinen Augen zu flach, pathetisch, bombastisch oder schlichtweg zu erfolgreich ist.

Das „Deutschland“ der Feuilletons ist im alten Wettkampf um nationales Prestige und Macht schon lange weit hinter andere zurückgefallen; jetzt kränkelt auch die EU vor sich hin. Da muss dann zur Tröstung der geknickten nationalen Seele wenigstens die Kultur-Vorherrschaft Europas (und damit Deutschlands) verteidigt bzw. erst einmal in Anspruch genommen werden. Zu dumm nur, dass die wirklich großen und erfolgreichen Filme in der Regel aus Amerika kommen. Und die USA – das ist breiter intellektueller Konsens – sind ja hinsichtlich ihrer kulturindustriellen Produkte von Grund auf banal, plump und ohne tiefgründiges (d.h. deutsches) Niveau.

Da „Hollywood“ zugeschrieben wird, zu wenig intellektuell zu sein, müssen also nicht erfolgreiche, europäische Filme per se intellektuell sein. Und weil das so ist, will sie natürlich keiner sehen, weil der Pöbel eben ungebildet ist. Für gute europäische (deutsche) Intellektuelle ist da natürlich klar, dass notfalls selbst ein so inhaltsleerer, platter Schinken wie „Melancholia“ ein Kunstwerk sein muss, sonst geriete das kulturelle Selbstbild in Gefahr.

Vielleicht ist der Pöbel aber gar nicht so doof, sondern möchte nur gerne gute Filme sehen. Dieser Pöbler will es auf jeden Fall. Und schaut sich jetzt „Serenity“ auf DVD an.

Rezension

Modotti - Eine Frau des 20. Jahrhunderts

Franziska Krahs

Spätestens seit der Publikation von „Maus“, für die der Autor Art Spiegelman 1992 mit einem Pulitzer-Preis ausgezeichnet wurde, sind Graphic Novels ein ernst genommenes und honoriertes Genre der Literatur. Spiegelman bewies, dass man auch in comicartiger Form Lebensgeschichten erzählen und dabei spielerisch Wissen vermitteln kann. Barbara Eder, die am Soziologischen Institut der Universität Wien zur Thematik promoviert, geht davon aus, dass sich das Medium Graphic Novel zur Erzählung einer Lebensgeschichte sogar besser eigne, da „die extrem brüchige Erzählform von Comics – mit den leeren Räumen zwischen den Bildern – einer Biographie, die nicht linear verlaufen ist, möglicherweise mehr entspricht als eine literarische Erzählung.“¹

Der spanische Comiczeichner Ángel de la Calle scheint dies ähnlich zu sehen und wählte jene Form, um das bewegte und sagenumwobene Leben der politischen Künstlerin Tina Modotti nachzuzeichnen. Bereits im Jahr 2003 erschien der erste Teil der zweibändigen Graphic Novel auf Spanisch und erhielt einige Auszeichnungen. Nun wurde er von Timo Berger ins Deutsche übersetzt und, zusammengefasst als Doppelband, vom Rotbuch Verlag publiziert.

Tina Modotti, die 1896 als Kind einer einfachen Familie in Italien geboren wurde und durch bis heute ungeklärte Umstände bereits 45-jährig allein in einem mexikanischen Taxi verstarb, ist keine heute noch jedem oder jeder bekannte Persönlichkeit. Am berühmtesten ist wohl ihre Fotografie mit dem Titel „Frau mit Fahne“, die ihre zwei größten Leidenschaften zum Ausdruck bringt – Kunst und Politik. Als emanzipierte und selbstbewusste Frau wurde sie in ihren Mittzwanzigern von ihrem Geliebten Edward Weston, den sie 1923 nach Mexiko begleitete, in das Fotohandwerk eingeführt. Hier begann sie, sich in Kreisen der „postrevo-

lutionären Bohème“ zu bewegen – unter Künstlern wie Diego Rivera, David Alfaro Siqueiros und José Clemente Orozco. Schnell radikalisierte sich ihre politische Haltung: sie wurde Mitglied der Internationalen Roten Hilfe, der Antifaschistischen Liga, im Komitee „Hände weg von Nicaragua“, der antiimperialistischen Liga und trat 1927 in die Kommunistische Partei Mexikos ein. Ihr Dasein als Fotografin war vom politischen Wandel stark beeinflusst. Zunächst wurde ihr Werk immer stärker von ihrem politischen Engagement geprägt und ihre anfangs unpolitische Porträtfotografie zunehmend durch gesellschaftskritische Aufnahmen ersetzt, bis schließlich ihr Interesse an Kunst derart nachließ, dass sie die Fotografie zu Beginn der 1930er Jahre zugunsten politischer Aktivitäten gänzlich aufgab. Nachdem sie 1930 aufgrund ihrer politischen Aktivitäten aus Mexiko ausgewiesen wurde, lebte sie unter anderem in Berlin, Moskau, Paris und Madrid, bis sie 1939 nach Mexiko zurückkehrte, wo sie 1942 verstarb. Nach Aufgabe der Fotografie arbeitete sie bei der Internationalen Roten Hilfe als Übersetzerin ausländischer Presseberichte, verfasste selbst Artikel und war in russische Geheimdienstaktivitäten verflochten.

De la Calle schafft es, Tina Modottis Vielseitigkeit, ihr Dasein als Muse, Schauspielerin, Fotografin und Revolutionärin in Beziehung zu setzen und nachvollziehbar zu machen. Interessant ist dabei seine Vorgehensweise. Er selbst wird zur Nebenfigur der Graphic Novel und führt aus, wie er zur Thematik kam und etliche Recherchen durchführte, um Modotti näher zu kommen. Die umstrittene und schwierige Quellenlage wird thematisiert, abgewogen und mögliche Interpretationsmöglichkeiten geboten. Sein offener Umgang ist dabei zwar einerseits begrüßenswert, da schließlich etliche Ereignisse in Modottis Lebensgeschichte un-

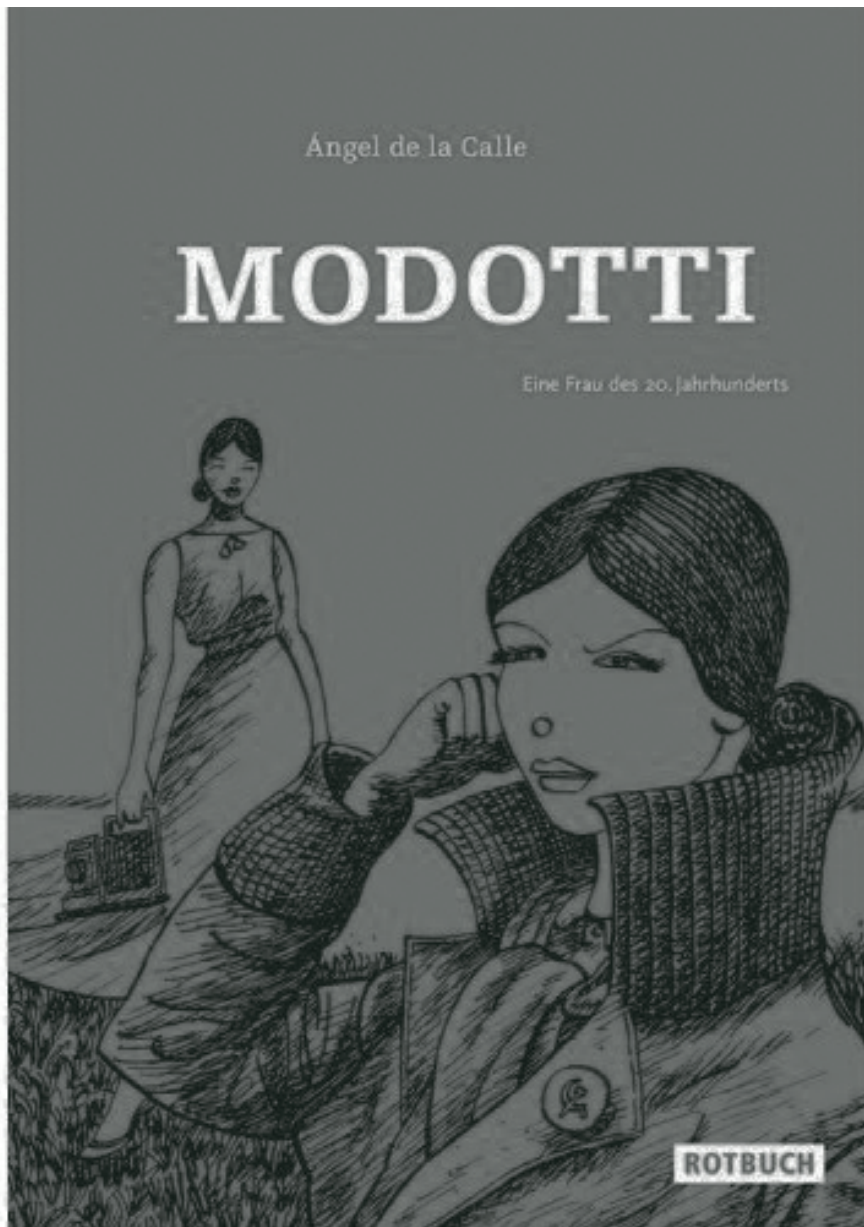
geklärt und umstritten sind, andererseits bleibt zu fragen, inwiefern der Prozess der Recherche für die LeserInnenschaft interessant ist und ob man wirklich so genau darüber Bescheid wissen will.

Jener Erzählstrang über den Entstehungsprozess der Novel wird immer wieder unvermittelt, ohne besondere Überleitungsversuche, zwischen den Episoden aus Modottis Leben eingeschoben. Diese wiederum werden nicht chronologisch geschildert, sondern bruchstückhaft, als Erinnerungen, Erzählungen von der Figur Modotti selbst oder entfernt aus einer Art Vogelperspektive wiedergegeben. Die Erzählstücke erinnern dabei an ein Tagebuch, in welchem die datierten Einträge durcheinander gewürfelt werden, bevor man sie darstellt. Zusammengesetzt ergeben sie zwar Sinn, doch ist ein erneutes Lesen nötig, damit die Teile eine komplette Lebensgeschichte ergeben. Zwei große Themenschwerpunkte werden dabei dennoch ersichtlich. Während es im ersten Teil des Buches vor allem um Modottis Entwicklung als Fotografin geht und mit der Ausweisung Modottis aus Mexiko endet, beginnt der zweite Teil mit ihrem Tode und thematisiert ihre Entwicklung als linientreue Kommunistin. In beiden Teilen werden etliche Personen gezeichnet, die Modotti im Laufe ihres Lebens kennen lernte und deren Namen teils bis heute bekannt sind. So war sie beispielsweise mit der Malerin Frida Kahlo befreundet, traf Walter Benjamin in Paris und begegnete dem Reporter Egon Erwin Kisch. Es ist recht spannend zu erfahren, mit wem Tina Modotti in Kontakt stand, wen sie unter welchen Umständen kennen lernte und wie bestimmte Ereignisse und Persönlichkeiten zusammen hängen. Im Grunde sind es jedoch zu viele, um alle im Gedächtnis zu behalten. Vielleicht hätten sie aber auch auf eine andere Art und Weise eingeführt werden sollen. Hier und da werden in einem einzelnen Panel Personen genannt und gezeichnet, auf die erst etliche Seiten später näher eingegangen wird. Das muss auf den Leser verwirrend wirken, vor allem im Zusammenspiel mit der zuvor beschriebenen Erzählweise.

Zeitweilig anstrengend ist zudem die Art und Weise, wie der Autor zu seiner Protagonistin steht. De la Calle scheint Modotti regelrecht

verfallen zu sein, womit er recht offen umgeht und es immer wieder zur Sprache bringt. So beschreibt er einen Besuch in New York, bei dem er das Museum of Modern Art (MOMA) besucht, allein um eine ausgestellte Fotografie der Calla-Blüten von Modotti aufzusuchen. In dieser Szene zeichnet er sich selbst vor dem Bild schwebend und schreibt dazu in der Textbox: „Endlich war ich einem Gegenstand nahe, den sie selbst berührt hatte! Es war wie eine Erscheinung. Ich wandte meinen Blick erst ab, als das Museum schloss. Es war ein Moment wahrer Empfindung. Wie wenn dich eine Sehnsucht nach exotischen Ländern überfällt, in denen du nie gewesen bist.“² Wenn man eine Biografie einer Persönlichkeit verfasst, ist eine starke Bindung zur dargestellten Persönlichkeit zwar selbstverständlich, doch wird immer wieder deutlich, dass er wie besessen von ihrem Leben und insbesondere ihrer Schönheit, die er unentwegt betont, ist. Amüsanterweise zeichnet de la Calle auch eine Szene, in der Tina Modotti selbst kritisiert, dass es immer wieder um ihr Äußeres geht, nämlich als sie anlässlich ihrer Ausweisung aus Mexiko um Interviews gebeten wurde. Ihr leuchtete es nicht ein, welchen Zusammenhang es zwischen ihrer Schönheit und der revolutionären Bewegung oder der Abschiebung von KommunistInnen gebe, schrieb sie in einem Brief.³ Um ihre Bedeutung als selbstbewusste, eigenständige Frau – insbesondere zu jener Zeit, in der sie lebte – geht es hingegen nur am Rande. So müssen Fragen offen bleiben, inwiefern sie als Vorbild diente, andere Frauen inspirierte oder sie auf antiemanzipatorischen Widerstand in kommunistischen und Künstlerkreisen stieß.

Trotz der genannten Schwächen der Graphic Novel muss dem Vorwortschreiber von de la Calles Werk, seinem Freund Paco Ignacio Taibo, zugestimmt werden, der die Sorgfalt der Arbeit und Vielfalt der Geschichten lobt, die dazu führt, dass nicht nur das Leben einer politischen Künstlerin dokumentiert wird, sondern zugleich ein Abriss einer künstlerischen und politischen Szene zu Beginn des 20. Jahrhunderts geboten wird – auch mithilfe von Fotografien Modottis und anderer Kunstwerke jener Zeit, die de la Calle nachzeichnet und in seine Geschichte geschickt einflechtet. Taibo gab zur



Copyright: Rotbuch Verlag

Fußnoten

1 Soziologin Barbara Eder, die zurzeit an der Universität Wien ihre Dissertation zur Darstellung von Migrationsprozessen in Graphic Novels und Comics schreibt im Interview: www.fluter.de/de/literatur/9372/

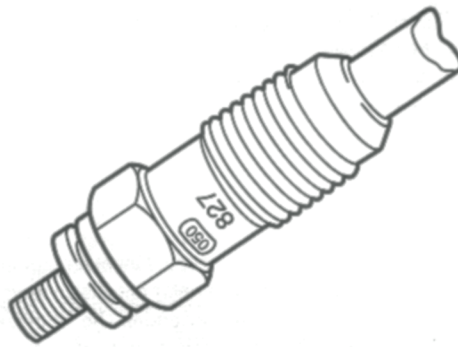
2 De la Calle: Modotti, S. 59.

3 Vgl. ebd. S. 130.

4 Ebd. S. 268.

Lektüre folgenden Tipp: „Der Leser täte gut daran, mit dem Bleistift zu lesen und die zahlreichen Ehrerweise Ángels an Fotos, Bilder, Gebäude, Plakate und Gedichte zu notieren. Und die Namen, die wiederentdeckt wurden. (...) Man könnte das Beste Europas finden und einen Teil des Besten von Amerika“.⁴ Bleibt zu ergänzen, dass es empfehlenswert wäre, vor der Lektüre de la Calles eine kurze Biographie von Tina Modotti zu lesen, um der drohenden Gefahr einer Verwirrung durch seine recht eigenwillige Erzählweise entgegen zu wirken.

Ángel de la Calle: Modotti - Eine Frau des 20. Jahrhunderts
Rotbuch Verlag
Graphic Novel,
272 Seiten
EUR 16,95



impressum

„A dynamic university in a modern population centre simply can't be isolated from the realities, human or otherwise, that surround it.“
Hunter S. Thompson

Anschrift: HUch! Zeitung der Studentischen Selbstverwaltung
Unter den Linden 6, 10099 Berlin // huch@refrat.hu-berlin.de // www.refrat.de/huch
HerausgeberIn: ReferentInnenrat der Humboldt-Universität zu Berlin (ges. AStA).

Redaktion: Tobias Becker, Elisabeth Lambrecht (V.i.S.d.P.), Gerrit Aust, Franziska Krah, Marek Schauer, FLT*1*-Tresenkollektiv, Layout und Illustrationen:
Lukas Mertens, Druck Union Druck, Auflage 3.000

Alle Beiträge stehen, soweit nicht anders angegeben, unter Creative Commons License. Verwendung und Bearbeitung unter folgenden Bedingungen:
/// Angabe der Autorin oder des Autors /// Nichtkommerzielle Verwendung /// Weiterverwendung unter den gleichen Bedingungen

Die einzelnen Artikel geben im Zweifelsfall nicht die Meinung der Redaktion und/oder des gesamten RefRats wieder. Für die Selbstdarstellungen studentischer Initiativen zeichnen weder die Redaktion noch der RefRat verantwortlich. Redaktionsschluss für die Nr. 71 ist der 31. Januar 2012